

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

117 (21.5.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 21

Der Deutsche S. G. Fichte und die Deutschen

Zum Gedächtnis des 170. Geburtstages des Denkers
Von Dr. Carl Seiffener

Nach den Hegel- und Goethe-Feiern mag nun des 170. Geburtstages eines anderen Denkers jener Epoche vor hundert Jahren ganz bescheiden gedacht werden. Vielleicht hätte Fichte wie keiner seinem in jedem Sinne geschlagenen Volke etwas zu bedeuten — nicht freilich unter dem Gesichtspunkt der Fachphilosophie. Die ist in wesentlichen Punkten über die Aufklärung noch nicht hinaus, deren allerreinster Ausdruck, der Kantische Kritizismus nämlich, aufklärerisch und ganz inkritisch, ja dogmatischer, als man nach Kant vernünftiger sollte, in einem Wust von Makulatur abgewandelt wird und dessen Unabsehbarkeit sich selbst gerichtet hat und es erklärt, warum man vor Bäumen den Wald nicht sieht. Das will heißen, in unfruchtbarer und mißverständener Erkenntnis - Theorie hat man den Kontakt mit Leben und Welt außer Gesicht verloren. Von jener öden und dünnen Struktur weltferner Abstraktion ist der Denker Fichte nicht. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, in wie wesentlichem Maße in allen entscheidenden Punkten von Frage und Antwort, die man heute überhaupt stellen und geben kann und muß, gerade dieser so unscheinbar gewordene deutsche Denker Rat zu erteilen vermochte. Denn es stellte sich doch inzwischen heraus und man muß es eingestehen, daß jene Denkergeneration, weder Goethe noch Hegel ausgenommen, in keiner Weise für uns bestimmend geworden ist. Aller gegenteilige Anschein trifft nur auf eine belanglose Schicht zu. Sollte Fichte etwas Besseres beschieden sein können?

Besinnen wir uns kurz! Was ist es denn, das uns bestimmt? Nahe materialistische Motive! Eingefettet sind wir in den Zwangsablauf einer blinden Naturkausalität, eines bösen Schicksals, ergeben in den Fatalismus fühlen wir uns mit unrettbarer und kaum mehr beachteter Notwendigkeit determiniert. Und wir anerkennen unsere ach so helle Dürftigkeit — anstatt uns selbst zu bestimmen. Denn halt: Sind wir nicht, indem wir uns so furchtbar gebunden fühlen, auch schon des Schicksals inne, das die Bande drückend empfindet? Immerhin geben wir zu: darin unterscheiden sich Tier und Mensch. Das Tier kennt sich nicht als zwangsläufig. Der Mensch aber ist das Wesen, wie Scheler einmal sagte: „das Nein-sagen kann“. Natur und Ich — sie stehen einander feindlich gegenüber. Woher sonst das Bedürfnis in uns, der Natur die Norm zu geben, nicht sie uns? Und sei der Versuch noch so kläglich: Natur und Ich aber sollen Einheit sein. Dualistisch ist unser Weltbild, und es ist damit durchaus noch das der vorantischen Aufklärung. Es ist nicht mehr zu übersehen heute, daß Kant selbst diesen Dualismus nur sehr bedingt überwunden hat; ihm stehen theoretische und praktische Philosophie noch schroff gegenüber.

Um es einmal vorbereitend zu präzisieren: Jener scholastische und aufklärerische Dogmatismus setzte naiv ein Sein, das der Objekte oder der Natur, oder auch Gottes, einem anderen Sein, dem Ich, gegenüber. Durch den mühseligen Versuch, ein kausales Verhältnis zwischen

beiden Seinsbereichen, dem Sein der Natur und dem seienden Ich herzustellen, einen hilflosen Versuch, an dem sich die oben gekennzeichnete Erkenntnistheorie bis heute unseligerweise die Zähne ausbeißt, und der seinen triftigsten Ausdruck gefunden hat eben in jener theoretischen Philosophie Kants, die damit die Objekte der Natur, das Sein, die Gegenstände notwendig zu seinslosen Erscheinungen, zu bloßen Vorstellungen gar verflüchtigen mußte, um sie dem seienden Ich zu unterwerfen — eben durch diese Verhältnisbeziehungen wurde das Ich in jenen undurchbrechbaren Zwangsablauf des Seins mit eingefettet, wie wir oben sahen.

Hier nun lag die Aufgabe endlich, die Fichte erstmals in voller Konsequenz erschaute und mit ungeheurer Genialität aus den Prämissen von Kants praktischer Philosophie in seiner neuen Philosophie zu lösen unternahm. Es galt, jenen Dualismus Kants sozusagen in einen Monismus, populär ausgedrückt, aufzulösen und umzuwandeln, ja scheinbar jenes Verhältnis von Sein und Schein umzukehren. In Wahrheit besteht aber, wie Fichte sah, hier gar kein Verhältnis der Abhängigkeit, des theoretischen Bezugs zweier Seienden. Philosophie kann daher von nun an nur noch als praktische gültig sein. Der bekannte „Primat der praktischen Vernunft“ bedeutet im Grunde nur die Anerkennung überhaupt der einen und nur der einen Vernunft, als Freiheit, die absolute Unabhängigkeit dessen, was wir wirklich Ich nennen dürfen. Damit tritt zugleich die Einsicht auf, daß Philosophie nicht ein reflektierendes und theoretisch-spekulierendes Spezialistentum gleich den empirischen (bloß seienden, nicht-ichlichen) Wissenschaften sein kann, sondern daß sie tatsächlich und im ausschließlichen Sinne — Religion ist.

Eben die fehlt uns; und daher ist für uns so deprimierend Weniges als bestimmend spürbar aus jener großen Zeit des deutschen Idealismus, der Goethe, Fichte, Schelling, Hegel. Darum wurde auch E. v. Hartmann, der Prediger in der Wüste dickstem materiellen Verstandeseins, nicht müde, auf sie hinzuweisen.

Wie steht es aber mit jenen Scheinreligionen, die heute die Erlösung zu bringen hoffen? Kennen wir beispielsweise nur den Unninn, den die Astrologie verbreitet! Ist sie nicht der kennzeichnende Abklatsch jener Denkart der unentrinnbaren Verkettetheit in eine tote Naturkausalität, die jedes Ich und jede Freiheit absolut vernichtet? Ist sie nicht wie die ebenfalls katastrophal deterministisch sich gegenwärtig auswachsende Psychoanalyse ein beschränkt aufklärerischer Dogmatismus? Als hätten der Kritiker Kant und seine neu aufbauenden echten Jünger, Fichte und Hegel namentlich, nie gelebt! Man lese hierzu nur Fichtes „Bestimmung des Menschen“ und die „Reden“ einmal wirklich durch, die beide bei Reclam erschienen sind.

Und ist der so falsch verstandene Sozialismus eine religiöse Erlösung, der gleichfalls das Ich einspannt in den Ablauf irgendwelcher errechneten Geleise kollektiver Wirtschaftsgebundenheiten? Gewiß, er beruft sich gerade auf Hegel mit scheinbar guten Gründen; aber entweder haben die Sozialisten Marx nicht verstanden oder Marx nicht seinen Hegel. Dies sei dahingestellt und nur beläufig erwähnt. Bezeichnend ist, daß man gerade den klassischen Idealismus, der in Fichte seinen herdekosten Interpreten und in Hegel seinen Höhepunkt hat, als

„bürgerliche Ideologie“ brandmarken will. Allerdings, Hegel wendet sich allzusehr an eine spezielle Fachgesellschaft. Schelling, der herrlichste deutsche Stilist zwar, setzt den hohen Bildungsgrad derer Wenigen zu seinem Verständnis voraus, der lediglich für die damalige Zeit eine Selbstverständlichkeit war. Im ganzen gesehen, haben sie nur vertieft, was Fichte im einzelnen offen ließ.

Fichte aber spricht zum Volk, darin Pestalozzi, Rousseau, Luther, Augustin ähnlich. Und zufällig — oder nicht zufällig? — will Fichte das, was der echte Sozialismus will: Einheit. Aber nicht die theoretisch gebundene Einheit einer bloßen Natur, sondern eine Einheit, wie sie im religiösen Erleben zum Ausdruck kommt: als die Einheit des Ich, das nicht Natur ist und nicht Sein ist oder Tatsache, vielmehr all dem gegenüber Freiheit von aller Naturgebundenheit, nicht totes Sein, sondern Leben, ausschließliches und legitimes reines Tun, eben nicht Tatsache sondern Tathandlung, welche aus sich das Sein, das Nicht-Ich, erst setzt und schafft. Wo aber finden wir diese Selbstbestimmung? Religiös gewendet in der Einheit Gott, ethisch gewendet in der Einheit Ich, wissenschaftlich und philosophisch gewendet in der Einheit Sein, geschichtlich und politisch gewendet in der Einheit Volk. Alle diese Einheiten sind nicht seiend, keine gegebene, begrifflich errechenbare seelenlose Natur und Scheinwelt, sondern eine einzige ewige Aufgabe der Vernunft, Einheit zu stiften zwischen Ich und Sein, Identität von Ich und Nicht-Ich. Wenn aus einer beschränkt aufklärerischen Zeit heraus diese geniale Wendung, daß beispielsweise Gott nicht sei, Fichte seinerzeit den Vorwurf des Atheismus eingetragen hat, so sollte man bedenken, um wie unendlich viel höher Gott gedacht werden muß, denn als ein bloßes totes Sein, und welche Aufgabe und Bedeutung dem Geiste, der in einem schleißigen Weberhäuschen am 19. Mai 1762 das Licht der Welt erblickte, heute „angemutet“ werden kann — in einer Zeit ebenso beschränkt bloß aufklärerischer Zelotenhaftigkeit und Gottferne. . . .

Goethe und die bildende Kunst

Von Prof. Dr. Franz Landsberger, Universität Breslau

Goethe hat sich in zweifacher Weise mit der bildenden Kunst beschäftigt: ausübend und reflektierend. Schon dem Knaben ließ der Vater Zeichenunterricht erteilen, nur als allgemeines Bildungsmittel, nicht um einen Beruf daraus zu machen. Später wurde er in Leipzig der Schüler von Dejer, dann in Frankfurt der des Malers Rothnagel, und noch in Italien hat er sich unter der Leitung Wilhelm Tischbeins und Philipp Hackerts weitergebildet. So mochte er zuweilen schwanken, ob er nicht als seinen Hauptweg den des bildenden Künstlers beschreiten sollte. Erst im Alter sah er auf alle diese Bestrebungen mit einer gewissen Resignation zurück und äußerte zu Eckermann: „Eine gewisse Färllichkeit gegen die landschaftlichen Umgebungen war mir eigen und daher meine ersten Anfänge eigentlich hoffnungsvoll. Die Reise nach Italien zerstörte dieses praktische Behagen, eine weite Aussicht trat an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren und, da sich ein künstlerisches Talent weder technisch noch ästhetisch entwickeln konnte, so zerfloß mein Bestreben zu nichts.“ (20. April 1825.)

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Lernen Kinder wirklich leichter als Erwachsene?

Wir nehmen meistens an, daß Kindern das Lernen bedeutend leichter fällt, als Erwachsenen. Gerade beim Erlernen von fremden Sprachen wird häufig das Kindesalter als das geeignetste betrachtet. Eingehende Untersuchungen des amerikanischen Gelehrten, Prof. Thorndike vom Institut für Erziehungswissenschaften an der Columbia-Universität, kamen allerdings zu einem Resultat, das der üblichen Meinung genau entgegengesetzt ist. Er konnte feststellen, daß bei Sprachkursen Personen zwischen 20 und 40 Jahren bedeutend größere Fortschritte machten als jüngere. Unter anderem verglich Prof. Thorndike die Leistungen von Gruppen Erwachsener von 35 und mehr Jahren mit Gruppen von Schülern einer guten Privatschule. Die Schüler, deren Alter etwa zwischen 9 und 18 Jahren lag, hatten die doppelte Unterrichtszeit, erwarben aber nur die Hälfte des Sprachwissens der Erwachsenen. Bei Gruppen junger Kinder von 9-11 Jahren trat der Unterschied noch mehr zu Tage, obgleich sich in den Gruppen mehrere überdurchschnittlich begabte Kinder befanden. Natürlich kann nach diesen Untersuchungen noch kein endgültiges Urteil gefällt werden, da dazu das Material noch viel zu gering ist. Man wird also weitere Nachprüfungen abwarten müssen — immerhin zeigen die bisher gewonnenen Resultate, daß man sich davor hüten muß, die Lernfähigkeit Jugendlicher zu überschätzen.

Wilhelm Furtwängler in Baden-Baden

Konzert der Berliner Philharmoniker

Weltberühmter und soeben auch im Ausland gefeierter denn je ist das Berliner Philharmonische Orchester in Ostal eingeleitet, um, wie alljährlich zugunsten des „Symphoniehans“-Projektes, ein Konzert zu absolvieren. Aber die Ziel dieser Veranstaltung, das heute schon wieder in ferne Fernen gerückt scheint und — wir befürchten — wohl niemals seine Verwirklichung erleben wird, braucht man sich hier nicht des längeren auslassen; wichtiger ist jedenfalls, daß es einen triftigen Vorwand bot, um auch in der nächsten Nähe der Landeshauptstadt — und wann endlich einmal hier selbst! — dieses prächtige Orchester wieder zu hören, dem vor kurzem bei dem Jubiläum seines 50jährigen Bestehens die gesamte Fachpresse bereitwillig attestiert hat, daß ihm in ganz Europa zumindest kein zweiter Instrumentalkörper gleichkäme.

Da mag es zunächst interessieren, rückblickend an einigen wenigen Daten zu zeigen, wie sich dieses Orchester entwickelt hat. Denn auch dieses Orchester ging ursprünglich aus einem kleinen Konzert-Etablissement hervor, das 1867 der Königl. Preussische Hofmusikdirektor Benjamin Dieze in der Leipziger Straße zu Berlin, wo heute das Warenhaus Reich steht, ins Leben gerufen hatte. Bis in die achtziger Jahre waren es nur populäre Abend-, die das Orchester veranstaltete; erst als es neugestiftet in einer Stärke von 80 Mann am 15. Oktober 1882 in die „Philharmonie“, einem Saal, der damals noch der Alliengeellschaft „Stating-Ring“ gehörte, überfiedelte, begann seine eigentliche Konzerttätigkeit, auf Anregung des Agenten Hermann Wolff (später Wolff und Sachs), ward dann noch im gleichen Winter 1882/83 die erste Serie von Abonnementskonzerten unter Prof. Dr. Franz Wüllner eröffnet. Im nächsten Jahr dirigierte neben diesem schon Josef Joachim, auch Johannes Brahms wurde u. a. zu Gast geladen; bemähe wäre jedoch das Orchester bald wieder auseinandergefallen, wenn nicht — wie später noch öfters — eine größere von meist privater Seite aufgedachte Summe seinen Fort-

bestand gesichert und die Gründung einer Pensionskasse ermöglicht hätte.

Mit Hans von Bülow, der nach kaum fünfjährigem Bestehen das Orchester zu höchstem Ansehen brachte, begann alsdann die Ära der großen Kapellmeister, darunter Hans Richter, Felix Mottl, Hermann Levi, Ernst von Schuch, Richard Strauß, Felix Weingartner und Gustav Mahler. Bülows unmittelbarer Nachfolger und verantwortlicher Leiter der zwölf und mehr jährlichen Abonnementskonzerte, wurde Arthur Nikisch, der freilich trotz unerhörter Triumphe einen Rückschlag nicht vermeiden konnte. Bei seinem Tod (1922) erschütterten zudem nicht nur die Folgen der Nachkriegszeit, sondern die Inflation vor allem die finanzielle Grundlage so sehr, daß nun Staat und Stadt um Hilfe angerufen werden mußten, aber diese nur in recht beschränktem Umfang, soweit es eben die Mittel erlaubten, leisten konnten. Wäre nicht Fritz Kreisler hochherzig eingesprungen, und hätte man nicht in Wilhelm Furtwängler jenen unvergleichlichen Führer gewonnen, der die materiellen Räte rasch durch künstlerische Leistungen wettzumachen verstand, eine Krise, die wahrscheinlich mit der Auflösung des Instituts geendet hätte, schien fast unvermeidbar. So aber gelang dessen vorläufige Erhaltung, wonach allerdings selbst bis heute noch immer eine gleichschwere Sorge auf diesem Orchester lastet. Zwar handelt es sich seither jeweils nur um ein minimales Defizit, das eine öffentliche Stützungsaktion erfordert, doch wer vermag zu sagen, daß dies für alle Zukunft auch seine Deckung findet, wer sollte, falls einmal nichts oder nur Ungenügendes geschieht, dann diesen für ganz Deutschland maßgebenden Kulturfaktor retten?

Denn das ist das Philharmonische Orchester geworden, und in der zweiten Hälfte seines Daseins zumal darf es sich als Erzieher des gesamten musikalischen Deutschland fühlen. Aber nicht etwa nur, weil es mit seinen 98 Mitgliedern wohl die größte instrumentale Einheit Land auf Land auf darstellt, sondern weil es in der Tat unser kostbarstes Instrument für konzertante Zwecke und die führende Musikorganisation schlechthin ist. Mit letzter Deutlichkeit erkannte man auch bei dem Konzert in Baden-Baden wieder diese einzigartig künstlerische und kulturelle Bedeutung der herrlichen Musikgemein-

In der Tat war sein technisches Können unangewandt. Das eigentliche Malen blieb ihm fremd, so daß er sich auf die zeichnenden Verfahren beschränkte. Und auch in ihnen wandte er sich schon deshalb zumeist der Landschaft zu, weil ihm die Beherrschung der menschlichen Gestalt nicht voll zu Gebote stand. Darum ließ er den Klassizismus, den er mit zunehmendem Alter immer stärker bejahte, in seiner eigenen Kunstübung nicht recht zum Ausdruck kommen; eine antike Sistorie in wohlgefügter Komposition hätte er nicht zustande gebracht. Aber darüber hinaus entsprang seine Landschaftskunst zugleich innerstem Bedürfnis, und in dieser Vorliebe berührte er sich mit manchen, die ihm generationsmäßig verbunden waren. Diese, ein Herder und Merck in der Theorie, ein Ferdinand und Franz Kobell in der Praxis, hatten dem frühen Klassizismus mit seiner einseitigen Bevorzugung des Menschen in typisierender Verschönerung den Ausschluß an die unverfälschte Natur entgegengehalten. Vor allem in den ersten Weimarer Jahren hat Goethe Landschaften gezeichnet, die etwas ganz Ursprüngliches haben. Das schlichteste Motiv darf zum Thema dienen; der Sommer, aber auch der Reiz von Schnee und Eis — in der Kunst damals noch selten empfunden — wird festgehalten; das Raue, aber auch der malerische Fernblick von Bergeshöhen in raschen, impressionistisch gelockerten Strichen skizziert.

Die italienische Reise hat Goethe zum Klassizisten gemacht, und da er diesen Stil nicht figurlich zu meistern vermochte, suchte er wenigstens, wie bald darauf Koch und Reinhard, seinen Landschaften einen gehobeneren Ton, eine straffere Komposition, eine plastischere Modellierung zu geben. Seingekehrt, trat das Zeichnen zurück, brach aber noch einmal hervor, als er im Jahre 1810, nach Abschluß der Farbenlehre, eine Reise nach Böhmen unternahm und hierbei seine Natureindrücke zu Papier brachte. Wieder also nimmt ihn die Landschaft gefangen, und er gewinnt ihr die porträthafte Treue seiner Jugend zurück. War aber in den Tagen des Sturmes und Dranges der Strich momentaner und abgeriffener, so gewinnt er nun, wahrscheinlich unter dem Einfluß der Romantik, eine leifere Linien Sprache, deren Zartheit den Beschauer in weichere Stimmung versetzt.

Übrigens ist das Schaffen Goethes als bildender Künstler noch niemals gründlich behandelt worden. Wo man von seinem sonstigen Wirken jeden Winkel durchforstet hat, ist sein bildkünstlerisches Werk weder gesammelt noch gesichtet; hier harret der Forschung noch eine löhnende Aufgabe.

Eben weil die Ausübung der bildenden Kunst für Goethe immer etwa Problematisches blieb, hing er hier, mehr als in der Dichtkunst, Spekulationen nach. Goethe war sich dieses reziproken Verhältnisses wohl bewußt und hat sich in seinen „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre“ darüber ausführlich geäußert. „Je weniger mir eine natürliche Anlage zur bildenden Kunst geworden war, desto mehr sah ich mich nach Gesetzen und Regeln um“, heißt es dort. Nun brachte dieses Suchen nach Gesetzen und Regeln freilich keine christlichen Gedankenketten hervor. Wie sich Goethe in der Dichtkunst gern von der besonderen Gelegenheit inspirieren ließ, so war es auch in seinen kunsttheoretischen Schriften meist das persönliche Erlebnis, das ihn zum Schreiben reizte. Eben das gibt seinen Aufsätzen die Frische und damit zugleich die Wirkungsweite auf Künstler und Kunstfreunde. Den mächtigsten Einfluß übte er mit seiner Jugendchrift „Von deutscher Baukunst“, die auf den Eindruck des Straßburger Münsters zurückging. Mit ihr hat er die glühendste Kampfschrift gegen die einseitige Antikenliebe des frühen Klassizismus geliefert. Nicht eine über alle Völker gesehene Schönheit, sondern der in jeder Nation zu eigener Formung geprägte Ausdruck bringe die höchsten Kunstwerke hervor. Nicht die mühsam befolgte Regel, sondern der freischaltende Genius sei das oberste Kunstprinzip. Darum wird die Gotik, die Goethe ganz als deutsche Baukunst empfand, der Antike vorangestellt, weil sich der Architekt hier des Steins mit zwingenden Händen bemächtigt und ihn, „einem Baume mit 1000 Ästen, Millionen Zweigen und Blättern gleich“, in die Höhe türmt.

Schon die zu Anfang des Programms gespielte Hand-Sinfonie (G-Dur, Nr. 88) wurde dem Gehörge eines wahrhaft großen Zuhörers gerecht. Was an weichen Wohlklang und technischer Meisterhaftigkeit von diesem Tonkörper geleistet wird, das zeigten noch stärker die beiden folgenden — Debussys „Nocturnes“ entnommenen — Stücke; weder die Nuancen (Wolken), noch die Fêtes (Feste) wird man je mit solcher Intensität des Ausdrucks und doch als ganz selbstverständliche Dokumentierung eines enormen Könnens wirklich genießen. Daß danach der „Don Juan“ von Richard Strauß eine von noch stärkeren Impulsen durchblutete und in ihren Tempomodifikationen geradezu wunderwolle Wiedergabe erleben würde, war vorauszu sehen. Auch für die von Wilhelm Furtwängler beliebte Gegenfähigkeit in der Vortragszusammenstellung gab es ein hereditäres Zeugnis. Wer darf es sonst wagen, nach diesem Farbenrausch noch ein streng klassisches Werk aufzuführen und mit diesem den trübenden Schlüsselpunkt unter die Betankung zu setzen? Aber das ist ja das vielfach Bemunderungswürdige an diesem genialen Dirigenten, daß ihm Alles gelingt, und besonders bei seiner Darbietung der Siebenenten war rasch alle Beethoven-Philologie, jedes Interpretationsproblem vergessen. So und nicht anders mußte diese Apotheose des Langes, wie Wagner das Werk genannt hat, erklingen, und der Orkan, der danach für den schon beim Betreten des Podiums lebhaft begrühten Dirigenten losbrach, bewies zur Genüge, wieviel er abermals das ausverkaufte Haus begeistert und mit dieser grandiosen Schlüsselerleuchtung einfach bezwungen hatte.

Mit Zug und Recht wollen daher auch wir diesen Bericht schließen mit der dringlichen Mahnung, daß es eine absolute Notwendigkeit ist, uns diesen Kunst- und Kulturbesitz zu erhalten, auf daß noch eine kommende Generation sich an Abenden ähnlich großen und geistigen Formats erbaue! S. Sch.

Aber Goethe blieb bei dieser Anschauung nicht stehen, sondern wandelte sie auf italienischem Boden zu neuen Erkenntnissen um. Eben jener Klassizismus, der ihm schon in frühen Tagen durch Dezer nahegebracht wurde, den seine Sturm- und Drangjahre zurückgedrängt hatten, er nahm von dem Dichter nun erst vollen Besitz. In ein paar kurzen Aufzügen, die er unmittelbar nach seiner italienischen Reise im Deutschen Merkur erscheinen ließ, hat er seine Lehre in aller Klarheit entwickelt. Nicht die einfach gesehene Natur, aber auch nicht die genialisch umgeformte Natur sei zu preisen, sondern eine Natur, die von einem tiefer forschenden Blick in ihrer Gesetzmäßigkeit erkannt wird. Diese erschließt sich nur demjenigen Künstler, der auf seine Manier verzichtet, um statt ihrer das Wesen der Objekte zu schauen, insofern es uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen. Die Gotik wird ihm jetzt gerade darum verhaßt, wodurch sie ihm in der Jugend lieb war. Die eigenwillige Behandlung des Materials wird nicht mehr als genialische Willkür gefeiert, sondern als Bergewaltigung abgelehnt; auch der Architekt müsse fordern, was ihm sein Material, was ihm der Stein von seiner Wesensart mitteilt.

Diese Anschauungen wurden im weiteren Verlauf seines Lebens nicht mehr verlassen. Durch eine eigene Zeitschrift, die Propyläen, suchte er sie, zusammen mit seinem Berater Heinrich Meyer, in die Öffentlichkeit zu tragen, durch Preisaufgaben die bildende Kunst von Weimar aus zu befruchten und zu leiten.

Aber die Zeit lief weiter und Goethe mußte zusehen, wie eine neue Jugend, die der Romantiker, eine neue Wendung vollzog. Als diese Jugend wiederum die Gotik auf den Schild hob, als sie die persönliche Ergriffenheit des Künstlers höher einschätzte, als die objektive Wesensschau, als sie sich zu den Jugendidealen des Dichters näherte und darum seine Hilfe erbte, fand sie bei Goethe nur kühle Abweisung. Gewiß werden mit zunehmendem Alter auch mildere Worte vernehmbar, und der eine oder andere junge Künstler darf sich wohl der persönlichen Schätzung und Förderung Goethes erfreuen. Aber im großen ganzen blieb Goethe dem klassischen Kurze treu.

Man mag über die Richtigkeit dieses Kurzes denken wie man will, mag überhaupt in Goethes Kunstbetrachtungen das unmittelbare Verhältnis zur Kunst vermischen. Durch die Macht seiner Persönlichkeit werden doch seine stärksten Tugenden belebt und mit einer Fülle tief-schauender Bemerkungen durchblutet.

(„Forschungen und Fortschritte“.)

Sigrid Undset

Zu ihrem 60. Geburtstag am 20. Mai

Von Hanns Martin Effer

Die Zahl der Menschen, die in heutiger Zeit an das Wunder der Seele nicht glauben wollen, ist groß. Sie würde rasch abnehmen, wenn wenigstens Vorurteilslosigkeit sich durchsetzte. Der ungetriebene Blick sieht nämlich das Wunder der Seele gerade in der Gegenwart so häufig, daß jene große Goethesche Ehrfurcht in unserm Herzen erblüht. Er sieht es überall: am häufigsten außerhalb der Religion in Kunst und Dichtung. Am unmittelbarsten in der Dichterin Sigrid Undset.

Als 1921 ihr Roman „Jenny“ (Universitas-Verlag, Berlin) aus Norwegen zu uns kam, hatte man dieser bedächtig-weißschweifigen Liebesgeschichte einer Neunundzwanzigjährigen, die dem Vater ihres Verlobten anheimfällt und bei der Rückkehr zu dem Bräutigam schon wieder einen Dritten liebt, so daß nur der Tod ihres Wirknisses enden kann, nicht besonders acht, da aus den guten psychologischen Beobachtungen, zarten Einfällen und Erkenntnissen mehr Rhetorik als dichterische Kraft sprach. Auch die nächstfolgende Liebesgeschichte „Frühling“ (ebda.), die wieder eine Alltagsbegegnung, konnte ebensovienig von der Besonderheit dieses schriftstellerischen Wollens überzeugen, wie der Roman „Frau Hjelde“ (aus dem Jahre 1917, ebda.), in dem eine Durchschnittsbegegnung mit dem Kern, daß die Frau die Ehe nicht bricht,

Eine aktuelle Neugründung für den Bezug billiger und tonvollender Schallplatten! Durch die Organisation des Schallplatten-Volksoberbandes, Berlin-Charlottenburg 2, Berliner Straße 41-43, der seine in eigener Fabrikation hergestellten transportfähigeren, tonvollendeten Clangor-Schallplatten direkt an den Bezahler liefert, ist eine Idee verwirklicht worden, die von allen Kreisen Musikliebender begrüßt wird. Erstaunlich billige Preise, das geschmackvoll ausgestaltete und äußerst vielseitige Programm, das monatlich erweitert wird, und die vorzügliche künstlerische wie technische Qualität der Clangor-Schallplatten sind die Träger dieser neuen Organisation, die berufen ist, die bisherige Verbreitungsbase der Schallplatte wesentlich zu erweitern. Das Plattenverzeichnis ist aufgeteilt in zwei große Gebiete: I. Meister der Musik (25-30 Platte jetzt 1,60 RM.; 30-35 Platte jetzt 2,40 RM.). II. Tanz-, Tonfilm- und Unterhaltungsmusik (25-30 Platte 1,40 RM.). Hier dokumentiert sich der Grundgedanke der Schallplatten-Volksoberbandes: Qualität und Billigkeit bestimmen den wahren volkstümlichen Wert aller Clangor-Schallplatten.

Kölnische Illustrierte Zeitung. Das deutsche Volk hört allmählich auf, ein wachsendes Volk zu sein. Soll unser Volksbestand gesichert bleiben, so müßte jede Ehe 3,4 Kinder erzeugen. Wir bleiben mit 2,9 Kindern je Ehe bereits hinter diesem Mindestsatz zurück; kommen wir zur Zweifelhundert, so wird das deutsche Volk in 150 Jahren auf etwa 6 Millionen zusammenschrumpfen; sein Untergang wird besiegelt sein. Dieses ernste Problem behandelt die „Kölnische Illustrierte Zeitung“ in einem umfangreichen Bildaufsatz; der u. a. die Lebensverhältnisse lutherischer Familien untersucht und praktische Wege aus der Volksnot zeigt.

stimmungsvoll aber innerlich leer dargestellt wird. Auch der vierte Roman „Hartiet Waage“, der schließlich nach Deutschland kam (derselbe Verlag), trägt nicht über den Eindruck hinweg, daß wir es hier immer wieder mit einer Autorin zu tun haben, die von der Ehe tief enttäuscht ist, im Grunde genommen aber zu jenen „unverstandenen“ Frauen aus dem Kleinbürgertum von 1900 gehört. In all diesen Büchern lebt zwar ein Mensch, der sich redlich quält, aber nirgends blüht das Wunder der Seele auf! Die Ehe hat ihre Seele nicht begnadet, nicht erlöst.

Die Religion allein vermochte es. Die Ehe war die Realität des Alltags und brachte nur Enttäuschung, Ekel am Leben, an den Menschen, Verzweiflung über die Sinnlosigkeit des Daseins, Unerfülltheit für die Liebestriebe, die Mutter- und Frauenwünsche nach Harmonie, nach sinnvollem Leben! Die Ehe brachte damit freilich auch die Grundlagen für den Weg in die Religion, in den Glauben, in das religiös erfüllte Dasein. Als Sigrid Undset Christin (und Katholikin) wird (vorher als Protestantin war sie nicht Christin, sondern nur Germanin mit heutiger Bildung, mit heutigem Geschmackformalismus, mit heutigem Liberalismus), blüht plötzlich ihre Seele auf und sie wird nun als Schaffende jene große Dichterin, als die sie seit 1925 auch bei uns in Deutschland neben Hans Jun und die Lagerlöf trat, als die sie 1928 den Nobel-Preis erhielt. Sie drang in das Wesen des Christentums, der Religion, durch die Versenkung in das Mittelalter ein, und sie bewältigte dies Erleben elementar für ein. Ihr herrliches Epos „Kristin Lavransdatter“ (jetzt in einbändiger Volksausgabe bei Rütten und Löning, Frankfurt a. M.), gestaltet mit hinreißender Wärme den Weg einer Frau im Kampf um den geliebten Mann aus der Rawität ihrer Gebirgsjugend über die Klosterjahre hin ins wahre, seelische Leben hinein, in jenes Dasein, wo sie als liebende Frau, als Mutter, ihr Weibschicksal bewußt und seelisch trägt, gegenüber dem kriegerischen, staatspolitischen Talschicksal des Mannes, in jenes Leid, das der Frauen letzte Bestimmung ist. Seelisches Frauentum ward hier mit mächtigem dichterischen Können offenbar, daneben trat, als ebenbürtiges Seitenstück, wieder im Mittelalter Norwegens, im 13. Jahrhundert angesiedelt, ein Bild vom seelischen Mannestum in den vier Bänden von „Dag Audunsohn“ (derj. Verlag), dem ursprünglichen Mann, der ein Held, Schicksalskämpfer und -überwinder, ein Heiliger ist. Auch hier sind Vision, Zeitstoff, Atmosphäre, Weltanschauung ganz Dichtung und das heißt zuletzt tiefste menschliche Offenbarung aus religiösem Urgrunde heraus geworden. Die Gegenwart wird schließlich mit hartem Wollen in den letzten Werken „Gymnadenia“ und „Der brennende Busch“ (ebda.) angepaßt; es ist Sigrid Undsets ureigentlicher Weg im Bild der Entwicklung eines jungen Mannes durch die Ehe zur Religion, zur Konfession, zum Katholizismus. Auch hier wieder die letzte Wahrhaftigkeit, die unbedingte Hingabe an die Seele, die reinste Darbietung des Wunders der Seele und völlig selbstverständlich aus der starken Antipolarität ihrer germanisch-christlichen Natur, die im Roman einer Gattin-Liebe „Wiga-Lot und Wigdis“ (Bruno Cassirer Verlag, Berlin) im Raum der altnordischen Saga im 10. Jahrhundert mit starker Stilkunst gezeigt wird, die Zusammengehörigkeit dieser Seele mit dem katholischen Christentum, über das sie in den Essays „Begegnungen und Trennungen“ (Kösel & Busjet, München) sich ausgeprochen hat!

Das geschlossene Bild dieser genialisch zu nennenden, schöpferischen Frauenpersönlichkeit, die ihr Seelentum nicht in der Mann-Weib-Liebe, nicht in der Ehe, nicht im Muttertum, wohl aber im Christenglauben zur Vollendung führen konnte, rundet sich, wenn man zu ihren Werken noch ihren Lebenslauf hinzunimmt. Sigrid Undset, am 20. Mai 1882 in Hallundsborg auf dem dänischen Seeland geboren, von einer dänischen Mutter und einem norwegischen Vater, einem berühmten Archäologen abstammend, ward, seit ihrem vierten Lebensjahr in Oslo, schon mit elf Jahren durch den frühen Tod des Vaters, in den Lebenskampf der Armut geworfen, konnte nicht Malerin, wie sie wünschte, werden, mußte vielmehr nach Besuch der Handelsakademie ihr junges Leben als Kantoristin verbringen und lernte dadurch die Wirklichkeit kennen. Die Sehnsucht zur Malerei verlor, ihr Inneres drängte nach Aussprache und machte sie zur Schriftstellerin. 1907 erschien ihr erster Roman „Frau Marta Gulie“, der sogleich das Eheproblem anpakt. Der Stadtrat in Oslo verlieh ihr ein Stipendium; sie ging nach Rom. Hier geschah die erste Verührung mit dem Mittelalter und dem Katholizismus. Aber noch war sie im Banne der Liebes- und Eheprobleme, der sich nach ihrer Heirat im Jahre 1912 nur verstärkte. Tagsüber Hausfrau, Mutter auf ihrem Gutshof Gudbrandstal bei Hillehammer, gehörten ihre Nächte ihrem Schaffen. Zwölf Jahre wuchs die „Kristin Lavransdatter“ in ihr; 1920 war das Werk der Acht- unddreißigjährigen fertig, als sie selbst sich über ihr Wesen, ihren Weg klar war. Seitdem geht sie den einen Pfad, der dem Seelenmenschen für das sinnvolle Dasein vorgezeichnet ist: schaffend, liebend, einig mit Gott. Nicht weiche Sentimentalität, gefühlselig und weibromantisch, nein, bewußt und willensfest, männlich klar und überzeugend.

So bietet Sigrid Undset einer chaotischen Zeit das Bild einer Persönlichkeit, die aus Wahrhaftigkeit gegen sich selbst zum Sinn des Daseins, zur Harmonie, hindurchdrang. Sie ist darum nicht nur durch ihre Bücher, sondern auch als Frau und Mensch eine Führerin, eine Wegweiserin, ein Vorbild.